



Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.



— Sprechen Sie doch ernst, lieber Rudolf!
 — Oh, meine Theuerste, was ich Ihnen vorschlage, ist sehr ernst gemeint.

ert auf seinem
 zur Baronin,
 ihrem blutge-

zog den Dolch
 Messinggriff,
 ren lag es in
 hielt.

Wunde gezo-
 ihn traf und

chte er, indem
 fürchterlichen

m die Glieder;
 dtenblässe, ein
 und ihre Augen
 Sie war todt.

erlicher Schrei
 sich umwandte,
 n davon eilte,

n hin, bedeckte
 sich auf.
 glühend heiße
 bersten.
 onin ermordet"

durch den Kopf.
 melte er. Mich
 en. Der Schein
 ole retten . . .
 Leben, der ihn
 lich sein könnte,
 n die physischen
 ückten.
 immen von der

inden, murmelte

dann drang er
 m Tischchen das
 Baronin soeben
 chen des Kleides
 er sich ebenfalls

abine trat, lief

laufen.
 efen die Diener,

stgenommen und
 ertzshung folgt.)

n in Budapest.

Wahrheit und Dichtung.

Humoreske von Senecca.

Sie war einfach reizend. Sie trug ein helles, geklumptes Rattunleid und einen großen, weißen Strohhut, auf dem Arm ein Jacket, in der Hand einen Sonnenschirm. Sie war Näherin und hieß Cilly. Lesteres weiß nun zwar der Leier, aber nicht der junge Doctor Felsberg, welcher ihr beharrlich folgte. So gelangten Beide bis zum Bahnhof. Eilig löste sie ein Billet bis zum nächsten Vergnügungsort, er natürlich auch. Die Lokomotive pfeift zum letzten Male und Beide fahren in einem und demselben Coupé allein ab. „Welch glücklicher Zufall!“ denkt Dr. Felsberg; „ein elender Narr, der ihn nicht benützt!“

Sie saßen also einander gegenüber.

„Reisen Sie auch nach H., Fräulein?“ fragte er mit unverschämtem Lächeln.

„Davon haben Sie sich ja am Schalter selbst überzeugt,“ antwortete die Kleine freundlich.

„Das ist wahr; aber man muß doch einen Anknüpfungspunkt haben.“

„Ich bedaure Sie, aber ich bin schon angeknüpft genug.“

„Das genirt mich nicht,“ meinte er, und versuchte ihre Hand zu ergreifen, welche sie ruhig zurückzog. „Nicht wahr, Sie heißen Marie? Alle Nähermadeln heißen ja so.“ Bei diesen Worten hatte er sich neben sie gesetzt.

„Wenn wir uns später einmal treffen sollten, werde ich Ihnen meine Visitenkarte geben,“ lächelte sie, „ich habe mir keine neuen machen lassen, weil ich möglicher Weise bald heirathen werde.“

„Ach, wenn ich doch der Glückliche wäre!“ seufzte er und legte den Arm um ihre Taille. Sie stieß ihn zurück und setzte sich auf den andern Sitz, ihm gegenüber.

Das war bitter, aber er hoffte dennoch zu triumphiren. Kurz vor der Station war noch ein großer Tunnel zu durchfahren, da wollte er den letzten Angriff wagen.

Beim Einfahren stürzte er auf das ahnungslose Mädchen zu und wollte es küssen, das wurde ihm aber übel gelohnt. Die Ohrfeige, die er bekam, war eine vollwichtige. Als er sich von seinem Schreck erholt hatte, begriff er, daß er nicht unwiderstehlich sei.

Während dieser ziemlich vernünftigen Betrachtung hielt der Zug, sein Gegenüber grüßte strahlend zu einem hübschen, jungen Arbeiter hinaus und verließ das Coupé, ohne den Dr. Felsberg noch weiter eines Blickes zu würdigen.

Dieser fand es als das Klügste, sofort wieder zurückzufahren. Eine Stunde später saß er an seinem Schreibtische. Der junge Schriftsteller — denn das war er — hatte mit seinem großen Vorgänger Goethe den Zug gemein, daß er seine Schmerzen in Poesie auszuhauchen und zu lindern wußte, und da er gerade an die Redaktion des fashionablen Salonblattes „Der Lebemann“ ein Feuilleton zu senden hatte, so schrieb er flott:

Mein Erlebnis im Coupé.

Sie war eine reizende Erscheinung. Eine Blondine von

eleganter Figur mit elastischem Gange. Ich war ihr durch mehrere Straßen gefolgt und es schien mir, als wisse sie ganz genau, daß ich ihr folge.

Sie nahm einen Diaker, ich ebenfalls. So rollten wir hinter einander zum Bahnhof. Sie löste ein Billet erster Klasse, ich desgleichen. Glücklicherweise saßen wir im Coupé allein uns gegenüber. „Darf ich fragen, mein gnädiges Fräulein, wohin die Reise geht?“ fragte ich. „Nach dem Vergnügungsorte H.“ antwortete sie holdselig lächelnd.

„Und so allein?“ fragte ich weiter.

„Mein Gatte ist verreist,“ erwiderte sie, verschämt die Augen senkend.

Welch ein herrliches Abenteuer! Ich sah ihr feurig ins Auge und wagte es, ihren eleganten Handschuh (Nummer 5^{3/4}) faßt zu drücken.

„O Cilly!“ seufzte ich, (alle vornehmen Damen, deren Gatten verreist sind, heißen Cäcilie oder Cilly) „wenn ich Ihnen den Abwesenden ersetzen könnte!“

Ich fühlte einen leisen Widerdruck ihrer Hand, wodurch ich ermunthigt wurde, mich neben sie zu setzen.

„Gewiß ist Ihr Gatte ein Tyrann, und Sie führen mit ihm ein unglückliches Leben?“

„Sie haben es errathen,“ seufzte sie, indem sie sich an mich schmiegte.

Bald lag sie in meinen Armen und unzählige Küsse brannten auf ihren Lippen, die sie ebenso feurig erwiderte, wie sie gegeben wurden.

Als wir auf der Station ausstiegen, hatte ich in dem Tagebuche meines Lebens eine der schönsten Stunden zu verzeichnen, und diese schönen Stunden haben sich seitdem oft wiederholt.

Als Dr. Felsberg Dies geschrieben hatte, erhob er sich strahlend vor Vergnügen und ging in das Café, wo er seinen Freunden diskrete Mittheilungen über ein soeben erlebtes pikantes Abenteuer machte. Und schließlich hat er es wohl selbst geglaubt.

Eva in allen Costümen.

Von Alex. Teuffler.

Die Mädchen lassen sich von den Männern so Manches gerne erklären, besonders aber die Liebe.

*

Eine Frau kokettirt selbst noch am Sterbebett — mit ihrem Arzte.

*

Früher war die Tugend eines Mädchens ihre einzige Mitgift und jetzt ist die Mitgift ihre einzige Tugend.

*

Wir müssen für den Koppsuß unserer Frauen sorgen, dafür sorgen sie aber auch für den . . . unserigen.

*

„Die Frauen sind unberechenbar“ sagte Einer. Da hatte er sich in der Mitgift seiner Frau — verrechnet.

*

Den Frauen gilt der Schein der Tugend mehr, als die Tugend selbst.

*

Wozu die vielen Streitigkeiten wegen des Frauenberufs? Der Beruf der Frau sei die Liebe.

*

Wenn die Frauen schon irgend ein Amt erwählen, so sei es das — Standesamt.

*

Wenn man alle Liebestollen in Zwangsjacken stecken wollte, so wäre die halbe Welt ein Narrenhaus!

*

Ein süßer, glücklicher Augenblick! Wie schnell ist er vergessen. . . Oft wird man erst nach einer gewissen Anzahl von Monaten wieder an denselben erinnert.

Ehegeschichten.

Novellette. Nach Armand Silvestre bearbeitet.

I.

Unter allen Anbetern des goldenen Kalbes auf der uralten Börse zu Amsterdam war Herr van Peters sicherlich einer der begeistertesten und geräuschvollsten. Dieser Mann liebte in der That nichts als die Finanzen. Von einer neuen Emiffion sprach er mit der nämlichen zärtlichen Begeisterung wie ein Anderer von seiner neuen Maitresse. Die an der Börse kotirten Werthe waren seine einzigen Geliebten. Die in seinen Kassen angehäuften Titres küßte er inbrünstig, wie ein Liebhaber die Liebesbriefe seiner Herzensfreundin. Haussie und Baissie füllten sein ganzes Leben aus. Daß es eine Literatur und schöne Künste gebe, davon hatte dieser Finanzmann keine Ahnung. Nichts von Alldem, was zum Wohlleben gehört, störte die Strenge dieser mönchhaften Existenz. Seine Mahlzeiten erledigte er im Handumdrehen und ging sehr früh, sogleich nach Schluß der Abendbörse, zu Bette. Von den Frauen war in seinen Gesprächen niemals die Rede. Aber eines Tages erschien sein Freund und Berufsgenosse Kalphsen bei ihm und sagte, nachdem sie ihre letzten Engagements abgerechnet hatten, zu van Peters:

- Christian, ich habe eine Parthie für Dich.
- Wie hoch?
- Fünfmahlhunderttausend.
- Gemacht.

Van Peters zündete sich eine Zigarre an, rauchte still vor sich hin und fragte erst nach einer halben Stunde wieder:

- Ist sie hübsch?
- Entzückend.
- Das schadet nichts. — Wie stehen heute die Bierperzentigen?

Und ihr Gespräch nahm wieder seinen regelmäßigen Verlauf.

II.

Fräulein Margarethe van Smiffen, die Tochter des reichen Grundbesitzers Thomas van Smiffen, der in der Nähe der Hauptstadt eine große Landwirthschaft betrieb, hatte

keine Ahnung davon, daß in solcher Weise auf einem Kontor zu Amsterdam, zwischen zwei Börseschlüssen auch ihre Heirath „abgeschlossen“ worden war. Nicht als ob ihr unbekannt gewesen wäre, daß ihr Vater angelegentlich bestrebt sei, sich ihrer zu entledigen, theils weil er als wohl konservirter Wittwer wieder heirathen wollte, theils weil ihr — Margarethens — Lebenswandel Vieles zu wünschen übrig ließ und es gerathen schien, sich bei Zeiten nach einem „verantwortlichen Herausgeber“ umzuthun. Wie? Diese reizende Person war nicht brav? Nicht ganz; das muß gesagt werden. Mit einer blühenden Gesundheit und einem sehr stürmischen Temperament ausgestattet trieb Margarethe gern allerlei Kurzweil mit den stämmigen, kerngesunden Knechten des väterlichen Wirthschaftshofes und Vater van Smiffen fürchtete, sein Töchterchen könnte ihm vorzeitige Großvaterfreuden bereiten.

— Gern möchte ich Dich dem Erstbesten hingeben, sagte er seiner Tochter oft in einer Anwendung übler Laune.

Wohl hatten sich zahlreiche Erstbeste gemeldet; allein der zweifelhafte Ruf Margarethens hatte sie wieder verschreckt. Man mußte einen vielbeschäftigten Freier in der Hauptstadt suchen, der keine Zeit hatte, Erkundigungen einzuholen. Kalphsen, der mit der Familie ein kleinwenig verwandt war, dachte an van Peters, der durch die bedeutende Mitgift verlockt, einen sehr bequemen Ehegatten abgeben würde. Denn die ganze Zeit, welche dieser Mammon-Anbeter nicht mit „Ich geb — ich nehm“ ausfüllte, widmete er der telephonischen Unterredung mit seinen Geschäftsfreunden. Durch seine Beharrlichkeit und Ausdauer am Telephon brachte er die Damen zur Verzweiflung, die in der Centrale dem Beruf oblagen, den Fernsprechverkehr zu vermitteln. Er verlor bald die Geduld, fluchte und wettete bei der geringsten Verzögerung und drohte der Telephon-Verwaltung mit Schadloshaltungs-Prozessen.

Als Vater van Smiffen seiner Tochter ankündigte, daß sie nunmehr einen offiziellen „Zukünftigen“ habe, war Margarethe von dieser Nachricht nicht sonderlich bewegt. Eine Stunde später sagte sie zu dem Großknecht Niklas, für den sie eine besondere Vorliebe hatte:

— Laß mich nur einmal verheirathet sein, da wollen wir ein frohes Leben führen. Ich bekomme einen Mann, der mich nicht viel belästigen wird. Du wirst häufig nach Amsterdam kommen und wir werden dort lustige Stunden verleben, ohne uns zu geniren, wie hier.

— Aber es ist doch hart, daß Sie einem Andern angehören sollen, Fräulein Margarethe, seufzte der Großknecht Niklas.

— Sei ruhig, er soll Hörner kriegen!

Und ein langer Kuß besiegelte diesen Bund gegen die Hauschre des Herrn van Peters, der inzwischen über eine neue Anleihe grübelte.

III.

Was man im Wörterbuche der Galanterie das „Hofmachen“ nennt, machte Herr van Peters sehr kurz ab. Er stattete seinem künftigen Schwiegervater einen kurzen Besuch ab, so zwischen zwei Eisenbahnzügen, warf einen flüchtigen Blick auf die Felder und überzeugte sich durch einige geschickte Fragen, daß sie einen guten Ertrag liefern. Seiner Verlobten Liebeslieder vorzugirren fiel ihm nicht ein. Er einigte sich in

Aus der Theaterwelt.



Giulietta.

Steht im Geruche großer Frömmigkeit; betritt nie die Bühne, ohne sich vorher zu bekreuzigen und steigt nie ins Bett, ohne vorher das Bild ihrer Schutzpatronin zu verhängen.



„Holde Lucie! Ich lade Sie zu einem Souper mit Hummern, Champagner und so weiter“. Betty, willst Du statt meiner soupiren? Hummern und Champagner? . . .

— Ja, wie ist's denn aber mit dem „Aind so weiter“?

kurzen Worten über den Termin und die Kosten der Hochzeitsfeier und reiste dann wieder ab.

Niklas stand abseits und sah den Finanzmann abreisen.

— Wie findest Du ihn? fragte Margarethe ihren Geliebten.

— Ach, mein Fräulein, wenn er Alles so schnell abmacht, werden Sie im Handumdrehen ein Duzend Kinder haben.

— Sprich doch keine Dummheiten! Seinethalben können wir ruhig sein.

Und die gute Margarethe beruhigte ihren Liebhaber in sehr beredten, überzeugenden Ausdrücken.

— Er sieht so zerstreut aus, sagte sie, — daß er vielleicht gar nicht daran denken wird und ich werde ihn gewiß nicht daran erinnern.

Und sie küßten sich noch einmal lange in einem hübschen Dickicht hinter der Eisenbahn-Station. Dann trennten sie sich auffällig; der Eine ging rechts, die Andere links, aber nur um sich weiterhin wieder zu treffen, in einem Wäldchen, wo sie vor Späheraugen sicher waren; und hier begrub der Großknecht Niklas Margarethens Maidthum in einer sehr lieblichen

Weise. Sie luden zu dieser Zeremonie keine Gäste und brauchten nicht erst ein Festmahl mit Champagner, um sich zu berauschen.

Und während der Zeit, die bis zu dem großen Tage verfloß, feierten sie jeden Tag einen solchen Abschied. Herr van Smiffen nahm sich jetzt nicht mehr die überflüssige Mühe, seine Tochter zu überwachen. Der Einzige, der wüthete, als er diese Wendung der Dinge sah, war Ralphsen, denn er hatte ja selber die Absicht gehabt, seinen Freund van Peters zum Hahnrei zu machen.

VI.

Endlich ist der große Tag, oder eigentlich die große Nacht gekommen. In dem nach Iris köstlich duftenden Brautbette harret Margarethe ohne Ungeduld ihres Gatten, der noch in Frack und weißer Binde in seinem Arbeitskabinet weilt, um eine schwierige Liquidation zu Ende zu führen.

Stunde um Stunde verrinnt und um Mitternacht endlich erinnert sich Herr van Peters der Gebote der Schicklichkeit. Er begibt sich zu seiner jungen Frau und ist entschlossen,

Von der Straße.



— Schämst Du Dich denn nicht Jeremias, diese Kreaturen so zu begaffen?

— Beruhige Dich, Ludmilla; Du weißt ja, daß ich seit langer Zeit kurzsichtig bin.

seine Pflicht zu thun. Doch Madame thut, als ob sie schlief und van Peters ist sehr froh, als er dies sieht, denn ihm selbst fallen vor Müdigkeit die Augen zu. Er schläft ein, ohne von seinem Rechte auf die Schätze, die an seiner Seite ruhen, den mindesten Gebrauch zu machen. Er schläft und träumt. Er träumt von der unterbrochenen Liquidations-Rechnung, von seinen Börsengeschäften, von den Nachrichten, die er telephonisch seinen Freunden sendet. Sein Schlaf ist ein sehr unruhiger, ein wahrer Nachtwandler-schlaf. Er sprach laut, wand und krümmte sich. In seinem Traume wollte ihm nichts gelingen. Alle von ihm gekauften Werthe sanken im Kurse; seine telephonischen Depeschen wollten nicht abgehen. Er ist ruiniert! Der Selbstmord ist seine einzige Zuflucht. Piff! ein fürchterlicher Pistolenschuß vor die Stirne erlöst ihn von diesem erbärmlichen Leben . . .

Er erwacht. Ganz deutlich hat er den Schuß gehört, ja er glaubt noch den Pulvergeruch zu verspüren.

Die junge Frau an seiner Seite glaubt vor Lachen bersten zu müssen. Und auf seine erstaunte Frage über den Grund dieser übermäßigen Heiterkeit bringt sie mühsam hervor:

— Mein Gott! seit einer Stunde tupfen Sie mir alle fünf Minuten mit dem Finger an den Nabel, schreien hallo! hallo! und drücken das Ohr an mein Hintertheil, — da ist Ihnen denn nur geworden, was Ihnen gebührt! . . .

Waldgebet.

Den Waldpfad schritten wir dahin
Mit leichtem Herzen, leichtem Sinn,
Und haben schweigend uns vertraut
Und in die Zukunft froh geschaut —
Süß träumend von glücklichen Tagen . . .

Wir hielten unter'm Baume Rast,
Ich hatte ihre Hand erfaßt . . .
Da — in der Waldeseinsamkeit,
Dacht' ich des Spruch's der Kinderzeit:
„Herr, führe uns nicht in Versuchung!“ . . .

Ignaz Pauer.

Das Testament.

Erzählung von R. M.

Der mit zwei kräftigen Maulthieren bespannte Landauer hielt unter lautem Schellenklingel, das das Klauschen des Meeres übertönte, vor der Terrasse des Kasino's zu Biarritz. Lady Tunley erhob sich mühsam zwischen den Rissen des Wagens, wo ihr massiver Leib wie hingegossen gelegen hatte, und, mehr getragen als geführt von dem Diener und von der Gesellschafterin, die sie unter den Armen gefaßt hatten, schleppte sie sich langsam nach dem Winkel des Speisesaales, wo jeden Abend ein Tisch für sie bereitgehalten war. Sie nickte dann kaum merklich dem Kapellmeister zu und die Zigeuner intonirten ihre schwermüthigsten, schmelzendsten Pustelieder. Die Alte ließ sich Krebse geben und während sie mit Behagen an den rothen Schalenthieren sog, lauschte sie entzückt den ungarischen Weisen und bewegte leise den Kopf, als würde sie in den Schlaf gewiegt.

Doktor Domeyral, der Arzt der eingebildeten Kranken, der Mann, der sich in dem Pêle-mêle fremder Damen und Abenteuerinnen, die ein elegantes Seebad überfluthen, am besten auskennt, ihre Titel und ihre Millionen genau abzuschätzen weiß, rief, indem er sich ein Glas Chateau-Maquem einschänkte und nach der dicken Engländerin hinüberblinzelte:

— Das ist Eine, die sich rühmen kann, in ihrem Leben Glück gehabt zu haben!

Und da er sah, daß er aufmerksame Zuhörer fand, fuhr er fort:

— Im Faubourg war's, in dem ersten, strengen Salon der Herzogin von Montmirail, wo Lord Tunley zum ersten Male Fräulein Florence von Sillènes sah.

Sie war eine arme Waise und verlebte ihre Jugend in vergeblicher Erwartung, gab Musifikationen und spielte die Harfe bei einigen ehemaligen Freundinnen ihrer Mutter, die ihr in dieser Weise die Wohlthat eines anständigen Diners, eines angenehmen verbrachten Abends zuwandten.

Sie war eine sehr fesselnde Erscheinung, wenn sie über ihre Harfe geneigt, die schlanken, feinen Finger über die Saiten gleiten ließ. Ihr wunderbarer Teint erinnerte an die Weiße und Reinheit der Lilie; in den Augen von wechselndem Blau lag ein Ausdruck melancholischer Dämmerung; die Lippen umspielte das mystische Lächeln des Kindes, das noch mit der Puppe spielt, aber schon an andere Dinge denkt und ein langes Kleid haben möchte. Es war, als würde sie ihre ganze Seele in ihr Harfenspiel legen und man hätte Stunden lang den seltenen Reiz dieser auserlesenen Musik genießen mögen.

Lord Tunley, der raffinirteste der Dilettanten, war von dieser Erscheinung völlig bezaubert und da er nicht gewöhnt war, seine Vergnügungen mit Anderen zu theilen, und da er kein anderes Gesetz kannte, als sein Belieben und seine Laune, heirathete er Florence vom Fleck weg.

Jede Andere wäre von dieser plötzlichen Wandlung ihres Schicksals geblendet gewesen. Sie aber schien davon gar nicht überrascht; sie gehörte eben zu jenen Frauen, die mit Recht

glauben, daß in die Lebens-Schicksale eines schönen Mädchens immer ein kleinwenig Feenzauber mit hinein spielt, selbst wenn sie so verlassen wäre wie Aschenbrödel.

*

Sie hatten keine Kinder, aber sie waren glücklich — in der ersten Zeit wenigstens. Dann ging es mit dem Lord rapid abwärts, er ward argwöhnisch, eifersüchtig, unbequem; folglich benützte die junge Frau die erste günstige Gelegenheit, um — einen Liebhaber zu nehmen.

Wenn man vom geraden Wege abweicht, wer kann da sagen, wo man Halt machen wird? Die Sinne erwachen; das Herz mengt sich ein und bald sagt man sich, das Uebel sei im Grunde nicht so groß und Sophie Arnould habe Recht gehabt, als sie sagte: „Warum nicht? Es macht den Männern so viel Vergnügen und kostet mir so wenig?“

Lord Tunley sah aber nichts und wenn nur Florence ihm von Zeit zu Zeit etwas vorspielte, so erklärte er sich mit seinem Schicksale zufrieden. Dieser Friede währte bis zum ersten anonymen Briefe und der unglückliche Lord brauchte nicht lange zu suchen, um zu entdecken, daß er gehört sei wie je ein Ehemann und daß seine Frau sich nicht damit begnüge, die Harfe zu zupfen.

Und so geschah es denn, daß eines Abends, als Lady Florence, strahlend in einer sehr dekolletirten rosa Robe, einen Halbmond von Brillanten im dunklen Haar, sich am Mittagstisch ihrem Gemahl gegenüber niederließ, Lord Tunley, roth vor Ingrimm und schier erstickend unter der steifen Hemdbluse, sich erhob und der treulosen Gattin die noch offen stehende Thüre wies.

Der anwesende Haushofmeister glaubte, sein Gebieter sei plötzlich wahnsinnig geworden.

Lady Florence machte den Versuch, das Unwetter zu beschwören, Komödie zu spielen.

— Fürwahr, mein Herr! rief sie, — Sie vergessen . . .

Doch er unterbrach sie sehr heftig.

— Ich hoffte, Sie würden mich verstehen, Madame, und würden mich nicht zwingen, Sie durch meine Leute auf die Straße jagen zu lassen.

Seine Stimme klang so gebieterisch, daß die Schuldige sich unwiderwillig verloren fühlte und sich gegen ihren Richter nicht länger aufzulehnen wagte. Ohne auch nur einen Mantel zu nehmen, lief sie mit entblößten Schultern und Armen aus dem Hause, warf sich in einen Wagen und ließ sich zu Herrn d'Aloude, ihrem neuesten Liebhaber fahren.

Inzwischen blieb Lord Tunley bei Tische und that, als ob er zu Mittag aße. In Wirklichkeit aß er aber sehr wenig; dagegen leerte er in rascher Folge drei Flaschen Champagner. Beim Kaffee erinnerte er sich, daß er der Ungetreuen in seinem Testamente sein ganzes Vermögen vermacht habe, seine Landgüter, seine Häuser, seine Gemälde. Er erhob sich schwerfällig und brach in ein böshafes Gelächter aus bei dem Gedanken, daß er mit diesem Testamente sich sogleich seine Zigarre anzünden würde und daß diese schändliche Florence vor Hunger verrecken könne, wenn sie es nicht vorzieht, in den Höfen die Harfe zu zupfen.

Er lachte, daß er sich schüttelte und suchte mit schwankenden Beinen, an den Möbeln sich festhaltend, weil der reichlich genossene Sekt ihn Alles dreifach sehen ließ, sein Zimmer zu erreichen und in demselben sein Schreibpult, wo er seine Papiere verwahrte. Doch in der Mitte des ersten Salons angekommen strauchelte er, drehte sich um sich selbst herum und fiel schwer zu Boden. Ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein jähes Ende gemacht.

Mein Gott! von Zeit zu Zeit muß ja auch das Laster belohnt werden!

Am nächsten Tage erfuhr Florence, daß sie Wittve und Erbin von zehn Millionen sei.

Der Doktor blickte wieder zu der dicken Dame hinüber, die jetzt eine breite Schnitt Cantaloup-Melone mit sichtlichem Vergnügen verzehrte und dabei den Klängen einer sentimentalen Gavotte lauschte.

— Wie Sie sehen, sagte er, haben alle diese Aufregungen die Dame nicht mager gemacht. Was soll ihr die Tugend, wenn ihr das Laster so gut anschlägt?

Caviar-Schnitten.

Gut erklärt.

„Ihr Fräulein Tochter hat sich seit einiger Zeit recht vortheilhaft gemacht!“

„Hm, 's ist so schlimm nicht; ne kleine Erbschaft von ihrer Tante selig!“

Schwierige Fragen.

Student (der des Morgens beim Heimkehren einen Brief von Haus findet): Die haben gut Moral predigen; möchte wirklich gar zu gern wissen, wann ich eigentlich studieren soll; jetzt muß ich in's Bett und in der Nacht werden keine Vorlesungen gehalten!

Student (des Morgens erwachend): Nun war ich doch gestern Abend zuerst bei meiner Braut, da muß ich doch wonnetrunken gewesen sein und dann im Wirthshaus, da war ich weintrunken; woher stammt nun der Kater?

Auch ein Kalkül.

Frau: Ich weiß nicht, was De eigentlich rechnest den ganzen Tag?

Mann: Soll ich nicht; haben doch bei meinem Concurs bekommen die Gläubiger 30%, müssen somit bleiben für mich 97, find' aber nur 95.

Poesie und Prosa.

Bakfisch: Ach, Schatz, nur einmal blüht im Jahr der Mai, nur einmal im Leben die Liebe!

Commiss: Ach, und nur einmal im Monat der Erste!

A. I. B.—z.

Die schöne Luciole. (7)

Roman von Charles Aubert.

X.

Die Geständnisse.

Fünf Minuten nachdem sie ihr furchtbares Verbrechen begangen hatte, war Luciole in ihrem Bett und erwog mit einer seltenen Kaltblütigkeit die Mittel, den Verdacht abzulenken, der möglicherweise auf ihr lasten könnte.

Sie war Niemandem begegnet.

Da sie sich vor Entdeckung des Verbrechens eine kostbare Zeugnenschaft sichern wollte, läutete sie.

Einen Augenblick später erschien eine nur nothdürftig bekleidete Kammerfrau.

— Wie spät ist's, Victorine? fragte Luciole.

— Sieben Uhr, Madame.

— Ich dachte nicht, daß es so früh wäre. Doch gleichviel, ich will nun aufstehen und den schönen, sonnenhellen Morgen genießen.

Victorine war damit beschäftigt, Luciole zu kämmen, als im Schloßhofs ein großer Lärm entstand.

Luciole erblaßte.

— Was geht denn vor? fragte sie.

— Ich weiß nicht, erwiderte die Kammerfrau, an das Fenster tretend; das ganze Dienstgesinde ist im Hofe zusammengelaufen und lärmt unter lebhaften Geberden durcheinander. Jetzt laufen Alle zum Flüßchen . . .

Luciole begann zu zittern.

— Ach, es gibt ohne Zweifel irgend einen Unglücksfall!

— Vielleicht der Einbrecher, auf den der Waldhüter heute Nacht geschossen hat. Soll ich nachschauen?

— Nein, kleiden Sie mich vorerst an.

— Ach, da kommt der Herr Baron! rief jetzt die Kammerfrau, abermals durch das Fenster schauend.

— Geben Sie mir schnell ein Kleid! drängte Luciole.

Dann aber, als sie einsah, daß sie ihrer Verwirrung nicht Herrin werden würde, fügte sie hinzu: Doch nein; schauen Sie lieber nach, was vorgeht. Rasch, sputen Sie sich!

Victorine stürzte hinaus.

Sobald sie allein war, sank Luciole kraftlos in einen Lehnstuhl. Nicht als ob sie Neue darob empfunden hätte, die Baronin getödtet zu haben. Nein, dieses leidenschaftliche Mädchen war im Gegentheil froh, den ihr angethanen Schimpf gerächt zu haben. Allein, sie befand sich eben in jener Aufregung, welche der ersten Frevelthat eines Verbrechers folgt.

— Ruhig Blut! sagte sie sich, indem sie sich erhob und im Zimmer auf- und abging. — Es ist unmöglich, daß man mich verdächtige. Bald werde ich Baronin sein.

In diesem Augenblicke kehrte die Schloßdienerschaft zurück.

Luciole trat hinter das Fenster und hob einen Zipfel des Vorhanges.

Zwei Männer trugen die in den blutigen Bademantel gehüllte Leiche der Baronin. Hinter dem traurigen Zuge schritt der Baron einher.

Doch das war noch nicht Alles. Dieser ersten Gruppe folgte eine zweite.

Luciole blickte angstvoll hinaus. Etwa zehn Diener umgaben einen Mann, den sie nicht sehen konnte, weil er rund herum von seinen Begleitern eingeschlossen war.

Was sollte Das bedeuten?

Die zweite Gruppe begab sich in einen Saal des Erdgeschosses, während die Leiche der Baronin in die Gemächer der Letzteren geschafft wurde.

Jetzt kam Victorine zurück.

— Ach, welch' ein furchtbares Unglück! rief sie ganz verstört. Die Frau Baronin . . .

— Nun?

— Ist todt, ermordet . . .

— Ist's möglich?

— Es ist nur zu wahr . . . Man hat den Mörder festgenommen.

— Den Mörder?

— Ja, aber ich wage nicht, Ihnen zu sagen . . .

— Reden Sie! Wer ist der Mörder?

— Nein, ich kann nicht . . .

— Warum nicht? kenne ich ihn denn? So reden Sie doch! . . . Ich sterbe vor Angst . . .

— Ach, Madame, es ist Herr Alexis!

— Alexis!

— Ja; ich habe ihn genau wiedererkannt.

— Alexis? . . . Man beschuldigt Alexis? Sie sind verrückt . . .

— Martine hat es gesehen, als er die Baronin erstach. Er wollte fliehen, aber man hat ihn festgenommen.

— Ach, träume ich? . . . murmelte Luciole.

Sie glaubte, der Kopf müsse ihr auseinandergehen. Man beschuldigte Alexis! . . . Ihre Rache kehrte sich jetzt gegen ihren Geliebten . . . Das war furchtbar . . . Sie war vernichtet . . .

In diesem Augenblicke sah man den Polizei-Kommissär, gefolgt von seinem Schreiber und zwei Gensdarmen, den Hof durchschreiten. Der Kommissär beschäftigte zuerst die Leiche, dann begab er sich an den Schauplatz des Verbrechens. Sein Schreiber folgte ihm, um ein Protokoll über die Mordthat aufzunehmen.

Nachdem er die Aussagen Martines und des Feldhüters entgegengenommen, verfügte sich der Polizei-Beamte zu Alexis, den er in schier bewusstlosem Zustande auf einem Divan ausgestreckt fand.

— Sind Sie im Stande, mir zu antworten? fragte der Kommissär.

Alexis nickte bejahend.

Die Feder des Schreibers lief knirschend über das Papier.

— Wie heißen Sie? fragte der Beamte.

— Alexis Rodion.

— Nach der Aussage des Feldhüters haben wir Grund anzunehmen, daß Sie es sind, auf den er heute Nacht in dem Augenblicke geschossen hat, als Sie die Parkmauer erkletterten?

— In der That: ich bin es, den seine Kugel getroffen.

— Sind Sie verwundet?

— Ich glaube: schwer verwundet . . .

— Haben Sie die Nacht im Parke zugebracht?

— Ja.

— Was thaten Sie bis zum Morgen?

Alexis schien völlig erschöpft.

— Machen Sie, daß ich nur mit Ja oder Nein zu antworten habe, denn ich bin sehr schwach, flüsterte er.

— Bindet den Mann los, befahl der Beamte den Gensdarmen, als er sah, daß der Unglückliche schier ersticke.

— Ich danke, sagte Alexis, der jetzt freier athmen konnte.

Der Polizei-Kommissär fuhr in seinem Verhör fort.

— Sie sind angeklagt, die Frau Baronin Firminy in dem Augenblicke ermordet zu haben, als sie sich ins Bad begeben wollte. Die Aussage der Kammerfrau lautet ganz bestimmt; sie hat gesehen, wie Sie ihre Gebieterin ermordeten. Bekennen Sie sich dieser Mordthat schuldig?

— Ja.

— Man hat das Geschmeide und das Geldtäschchen der Baronin bei Ihnen gefunden. Sie haben also gemordet, um zu stehlen?

— Ja.

— Haben Sie Mitschuldige?

— Nein.

— Und Ihre Angehörigen?

— Sind in Longjumeau und wissen nicht, daß ich hier bin.

— Haben Sie nicht an die Strafe gedacht, die Ihrer harret?

Alexis lächelte matt und flüsterte dann mit großer Anstrengung:

— Es ist genug, ich kann nicht weiter.

Seine Augen schlossen sich und er fiel kraftlos auf den Divan zurück.

In diesem Augenblicke trat der Arzt ein, der den Tod der Baronin konstatiert hatte. Er ließ den jungen Menschen entkleiden und untersuchte dessen Wunde.

— Teufel! murmelte er . . . Eine Rippe zerschmettert, die Kugel im rechten Lungenflügel . . . überdies alle Symptome einer fortgeschrittenen Lungenschwindsucht . . . Ich glaube nicht, daß der Unglückliche den Urtheilsspruch erlebt . . .

Dann wandte sich der Arzt zu dem Polizei-Beamten und fügte hinzu:

— Er bedarf der größten Schonung; wenn Sie ihn noch einige Zeit am Leben erhalten wollen, müssen Sie entsprechende Verfügungen treffen.

— Ich werde dafür Sorge tragen, erwiderte der Kommissär.

Um Mittag ließ man einen Wagen anspannen, um den Mörder nach der Gensdarmerie zu Arpajon zu bringen.

In dem Augenblicke, da Alexis, von zwei Gensdarmen gestützt, in den Wagen zu steigen sich anschickte, stürzte Luciole herbei und schrie wie wahnsinnig:

— Alexis, Alexis! Was höre ich? Du hast gestanden? Es ist nicht wahr, meine Herren! Er lügt! . . . Er ist unschuldig! . . .

Unter der Herrschaft der äußersten Erregung war Luciole ohne Zweifel auf dem Punkte, sich als die Schuldige zu nennen, als Alexis mit einer plötzlichen Bewegung ihr seine beiden Arme um den Hals legte und sie heftig an sich drückend, ihr ins Ohr flüsterte:

— Schweige . . . bis morgen . . . ich will es! . . .

Und nun stieg er, von den Gensdarmen gedrängt, in den Wagen, während Luciole schier bewusstlos hinweggeführt wurde.

(Fortsetzung folgt.)